

# BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

35. Jahrgang, 1955. Heft 4

## Sankt Trudpert

Von Reinhold Schneider, Freiburg

Die Heimat ist uns genommen und wieder gegeben worden: vielleicht haben wir gelernt, sie tiefer zu verstehen. Hinter dem Sichtbaren ist ein Unsichtbares, Geistiges, das wohl das ganze Sichtbare durchdringt und doch mehr ist; wir können die Heimat nicht aussagen, ihre geistige Wesenheit nicht in Worte fassen, allenfalls in Bilder, die wieder unausschöpfbar sind wie sie. Haben wir die Heimat einmal auf diese Weise erfahren, so können wir sie nicht mehr verlieren. Wollen wir sie schützen, soweit das dem Menschen nur möglich ist, so müssen wir uns des Einmaligen, Geistigen ihres Wesens bewußt bleiben; eines wunderbar verborgenen Lebens hinter ihren Menschen, Landschaften, Bauwerken, hinter ihrer Sprache, Geschichte, ihrer Farbe, ihrer Luft; eines Lebens, das überaus verletzlich und doch beständig ist: auch die furchtbarsten Verheerungen können es nicht austilgen. Aber es ist immer bedroht. Man glaubte wohl, einmal schon viel getan zu haben, wenn man die geschichtlichen Denkmäler, die Kunstwerke, die Sprache, die Überlieferungen und Gebräuche zu erhalten suchte oder vor Verunstaltung bewahrte. Wie sehr sie des Schutzes bedürfen, wie wahr es ist, daß ein Land samt seinen Menschen dahinkrankt, wenn seine Natur mißhandelt, seine Wälder mit kaum mehr vernarbenden Wunden geschlagen, seine Tiere gemordet werden, das lehrt und lehrt uns ein jeder Tag.

Aber auch das Sittliche ist ein wesentliches Moment der Heimat; ja, es ist alle Sorge

vergebens, wenn nicht unsere erste Sorge dem Menschen gilt und wir nicht alles daran setzen, daß sein Gewissen wach, seine Seele heil, sein Sinn ehrfürchtig ist. Im Menschen selber ist eben die Heimat; etwas ist in der Tat „ewig“ an ihr, so wenig im übrigen Irdisches ewig sein kann; es ist das, was in der Seele des Menschen lebt, was mitgebildet hat an ihrer besonderen Gestalt. In unserem Lande haben wir auf eine besondere Weise das Ewige erfahren, mit einem Herzschlag, den Erde, Luft und Himmel mitbestimmt haben; wir haben vielleicht einmal von einem Berghang über der flimmernden Ebene in den zögernden Sonnenuntergang geblickt und sind heimatlos geworden mitten in der Heimat, das heißt von der Heimat an die Ewigkeit verwiesen worden mit einer stillen, eindringlichen Gewalt, derengleichen wir nie mehr spüren sollten im Leben: so hat uns die Heimat von innen her geformt, hat sie von innen her unseren Weg vorgebildet; etwas von ihrer sichtbar-unsichtbaren Macht, die sich in Worte nicht einschließen läßt, ist in uns mächtig geworden.

Aber andeuten können wir diese Macht nur in Bildern, die weit hinter ihr zurückbleiben und doch mehr als Worte vermitteln können; diese Bilder warten an einem jeden Wege, es ist nur die Frage, ob wir sie sehen und auf welche Weise. Auch das Geschichtliche ist in diesem Sinne Bild — oder sollte es doch werden, wenn es uns ergreifen, uns gegenwärtig bleiben soll. Die Geschichte vor

allem ist das Verbindende, das die Heimat in große Zusammenhänge stellt oder sie vielmehr in ihnen sichtbar, erfahrbar macht; Entscheidung für die Heimat bedeutet ja keineswegs Hingabe an das Enge, Abgeschlossene, Vereinzelte, vielmehr genau das Gegenteil: es ist der Entschluß, an dem uns gemäßen, festen Ort zu stehen und diesen zu behaupten, um ins Ganze zu wirken, aus dem Ganzen zu empfangen, ihm sich hinzugeben. Wo immer wir einen Faden des Gewebes aufgreifen, da werden wir ins Weite geleitet; wir sehen, wie kein Ereignis erklärbar ist ohne ein anderes, keine Kraft ohne andere Kräfte. Je fester, tiefer wir wurzeln, um so stärker muß in uns auch das Bewußtsein des allumschließenden, über- und unterirdischen Raumes sein; um so eher werden wir bereit sein, zu empfangen und im Gegenständlichen und Nächsten — denn nur das Nächste können wir lieben, aber das Nächste ist überall — das Ganze der Welt, der Menschheit zu lieben und vor ihnen uns zu verantworten. In welches Bild wir uns auch versenken mögen: ein jedes wird in die Mitte führen.

\*

Hoch über die reichen Hügel und Felder des südlichen Breisgaus, getragen von einem wein-umkränzten Berge, umleuchtet vom tiefen Blau des Gebirges, ragt die Burg Staufen. Der Himmel blickt durch die lange Reihe edelgeformter Fenster in einer einsamen Wand. Hinter der Burg birgt sich das Städtchen, das ihren Namen trägt — er kommt von Stauf, dem Kelch —, die mit festlichen Brunnen geschmückte Straße wendet sich vor dem Rathaus in scharfer Biegung dem Flusse zu und führt über die Brücke hinweg, talaufwärts unter dem Schatten alter Bäume; langsam rücken die Bergwände zusammen; die fast überschwängliche Heiterkeit des Weinlandes klingt ab, die Stimmung wird ernster, gesammelt, bis das Haus des heiligen Trudpert in den feierlich-freudigen Formen des Barock sich aus dem Tale hebt. Noch haben Gotteshaus und Kloster, unter allen ernüch-

ternden Veränderungen, die sie erleiden mußten, das Herrscherliche, Großartige der alten Benediktiner-Abtei nicht verloren, die sich tausend Jahre lang im Besitz des Münster-tales behauptet hat. Das Münster, das ist eben St. Trudpert, ein Heiligtum, das an Würde und Fülle der Erinnerungen weithin nicht seinesgleichen hat, und das doch abseits liegt, hinter der Heerstraße, auf die die Großen der Erde ziehen. Der Wellenschlag der Geschichte scheint kaum mehr oder nur mit schwachen Erschütterungen in dieses Tal zwischen den düster, steil aufsteigenden Waldungen gedungen zu sein. Und doch, welch ein geheimnisvoller Ort, und wieviel könnte er uns von der Vergangenheit unseres Landes und ihren großen Zusammenhängen sagen.

Als man im vorigen Jahrhundert unterhalb des Klosters grub, fanden sich Reste von Essen, Öfen, Böden und Türen; lange noch waren die Spuren einer Stadtmauer sichtbar! Hier stand das Bergstädtchen Münster, das nach dem Hause Sankt Trudperts genannt war; es hatte drei Tore, eine Brücke führte über den Stadtgraben — dort, wo der Brücklebauer seinen Hof hat; die Mauern umschlossen mit den Häusern ein Kaufhaus, eine Münze, ein Spital, vielleicht auch ein kleines Gotteshaus, obwohl ja die mächtige Klosterkirche davor lag, aber auch zwei Schmelzöfen an einem der Tore. Das Silber des Gebirges hatte das Städtlein so reich gemacht, daß es wagen konnte, mit der Stadt Freiburg den Wettstreit aufzunehmen; die Freiburger haben es um die Mitte des 14. Jahrhunderts zerstört, und zwar sollen sie, wie die Sage weiß, über das Gebirge gezogen sein, während die zur Verteidigung ausgezogenen Bürger mit dem Ritter von Staufen draußen in der Ebene bei Krozingen den Feind erwarteten; als die Münsterer am Abend heimkehrten, fanden sie nur noch Trümmer, Brand und Rauch. Damals wurde auch die Burg Scharfenstein gebrochen, die die Herren von Staufen auf einem mächtigen Felsen im oberen Tal aufgetürmt hatten.



*St. Trudpert*

phot. H. Fuß, Freiburg-Littenweiler

Von einer anderen Burg talabwärts ist nur noch der Name geblieben. Bilder und Schatten! Weben der Erinnerungen! Gehen wir nicht durch das Vineta der Geschichte, verzaubert vom Klange unsichtbarer Glocken, einem gewissermaßen unhörbaren und doch mächtigen Geläute, das hier, mitten zwischen unseren Bergen, tief und tiefer in das Vergangene lockt? Oder sind wir, ohne es recht zu wissen, in ein verfallenes Bergwerk hinabgestiegen, nach Silberadern der Heimat zu suchen, hier unter dem „Erzkasten“, wie der Schauinsland früher hieß? Der alte Name war schöner; er sprach vom Verborgenen, von den begrabenen Schätzen, die wir niemals vergessen sollten.

Vergangen wie das Städtlein der Bergleute und sein Reichthum, wie die Herrlichkeit der Äbte ist auch der Glanz des in den Reichsfreiherrnstand erhobenen Hauses Staufens; ein Staufens begleitete den heiligen Bernhard von Clairvaux, als er das Kreuz predigend durchs Land zog; ein anderer fuhr mit Barbarossa, ins Heilige Land; ein Staufens führte in Konstanz den Hirtenstab. Die Ritter waren im Dienste der Zähringer zu Vögten des Klosters geworden, beschützten es, stellten ihm Abt und Mönch. Aber sie bedrängten das Kloster auch: ein Ritter von Staufens soll einmal mit gezückter Waffe in die Kirche gedrungen sein, als die Mönche beteten; der Chronist beklagte sich über Raub und vielerlei Gewalttaten, die Sankt Trudpert von ihnen erdulden mußte. Man wird sich im Kloster über die Herren der Burg, auf der Burg über die Mönche oft genug erbittert haben. Denn freilich waren Kloster und Tal eingeeengt von den zwei mächtigen Burgen Staufens und Scharfenstein, die Eingang und Ausgang verriegelten. Und doch wollten die Staufener ihr Grab in der Klosterkirche; zu Anfang des 17. Jahrhunderts schloß es sich für immer; so hat die Abtei ihre Beschützer und Tyrannen überdauert. Im Jahre 1739, da die Fundamente eines neuen Klostergebäudes ausgehoben wurden, stieß man auf einen

Grabstein, der viele Gebeine bedeckte und den Stauf, das Wappen des Geschlechtes, trug. Gebeine und Stein wurden in die Sakristei überführt; unter der Treppe des Altärahens, dort liegt er noch immer. Aber bis zum Ende der geistlichen Herrschaft im Jahre 1806 beteten die Mönche an bestimmten Tagen für die Männer und Frauen des Geschlechtes, mit dem sie in Recht und Streit, durch uralte-ehrwürdige Überlieferung, verbunden waren. Wieviel mehr bedeutet solche Überlieferung in ihrem Fortbestand doch, als die Taten, die Verfehlungen, Versäumnisse der Einzelnen!

\*

Mit solchen Erinnerungen soll nur die Stimmung erweckt werden für die Erinnerung überhaupt, für das Andenken an den einen, einzigen Mann, dem das Tal seinen geschichtlichen Namen verdankt: den heiligen Trudpert. Er sei, so berichtet die Überlieferung, vornehmen irischen oder schottischen Stammes gewesen und mit seinem Bruder Rupert nach Rom gezogen, um sich vom heiligen Petrus ein Land sagen zu lassen, wo er Gott dienen könne. Rupert wurde der verehrte Apostel der Bayern und Bischof von Salzburg. Trudpert durchwanderte Italien und folgte dem Oberrhein in ein Gebiet, das einem Vornehmen namens Otbert gehörte. Dieser versprach dem Fremdling seinen Schutz, aber Otberts Jäger führten Trudpert nicht an die rechte Stelle; durch weglose Wildnis — „geführt von Christus“ — gelangte er in das Tal des Fließchens Neumagen. Hier, an einem Bache, erkannte er den ihm gewiesenen Ort; er kniete nieder und bat Gott unter Tränen, da bleiben zu dürfen. Otbert schenkte ihm diesen Platz und das umliegende Land; er sandte ihm auch sechs Knechte, die ihm helfen sollten. Drei Jahre arbeitete der Einsiedler mit ihnen unter Gebeten. Wurde ihnen sein Gebot zu streng? Eines Abends, da er sich auf seiner Bank unter einer Tanne ausruhte und eingeschlafen war, erschlug ihn einer der Knechte mit einem Beil: sein

irdischer Schlaf war, wie der Chronist sagt, zum ewigen, seligen Schlaf geworden.

Dies soll um das Jahr 607 geschehen sein. Es ist fast alles, was aus dem unbestimmten Dunkel der Zeiten auf uns gekommen ist. Nur drei Jahre lebte der aus rätselhafter Ferne Gekommene in dem Tale, das ihn nie mehr vergessen hat. Wir hören nichts von seiner Glaubenspredigt; nichts davon, daß er, wie andere kühne Männer seines Stammes, predigend in die Wälder gedrungen oder etwa gegen den Bodensee gezogen sei; nichts von einer unerhörten Tat, auch nichts von einer späteren feierlichen Heiligsprechung; die Frage war nicht ganz leicht zu beantworten, ob sein Tod als Martyrium zu betrachten sei, bis sich der Papst ausdrücklich dafür erklärte. Aber Trudpert soll heißen der „gute, liebe Mann“ oder auch der geliebte Helle, Lichte: so nannten ihn die Menschen im Tale. Als solchen vergaßen sie ihn nicht. Ein Quell entsprang, wo sein Blut geflossen war; Otbert ließ die Gebeine in einen steinernen Sarg legen und eine Kapelle für ihn bauen; auch die Quelle wurde in eine Kapelle gefaßt; hierher wallten die Menschen, um zu beten; sie trugen die Kranken her und wurden erhört. Einsiedler fanden sich ein und bewachten das Grab. Aber Unruhe kam über das Land, die Heiligtümer zerfielen; zur Zeit Karls des Großen stellte Rampert, wohl ein Edler aus Otberts Stamm, das Grab wieder her, die Kapelle wurde zur Kirche; statt der Einsiedler sollten nun Benediktiner unter dem Abte Erchenbald am Schreine des Heiligen dienen, nachdem die Gebeine in einen kostbaren Mantel gehüllt worden waren; der Bischof von Konstanz weihte die Kirche. Aber der Wut der ins Tal gedrungenen Ungarn sollte sie nicht widerstehen, und als diese endlich, nach der Schlacht auf dem Lechfeld, zerstoben waren, erhob sich das dritte Gotteshaus im Tale, dessen Bauherr Luitfried, ein Nachfahre Otberts und Ramperts, war; der heilige Bischof Konrad von Konstanz kam, im Geleit zweier Bischöfe, um

die Weihe vorzunehmen; der Reliquienschrein war noch kostbarer geworden; er fand seinen Platz im Hochaltar. Mit Trudpert wurde auch Rupert und ihrer beider Schwester, die heilige Ehrentrud, angerufen und geehrt.

Dann, um das Jahr Tausend, erlosch Luitfrieds Geschlecht, Habsburger und Zähringer waren seine Erben — so daß der kluge Abt Werner I. (gegen Ende des 13. Jahrhunderts) doch nicht so Unrecht haben mochte, als er durch eine erst spät aufgedeckte, feindurchdachte Fälschung den Schutz des Hauses Habsburg gegen die Staufener Burgherren zu gewinnen suchte: die Vorfahren der Habsburger seien die Gründer; sie hätten dem Kloster das obere Tal, die Vogtei Britznach, die sich die Staufener auf dem Scharfenstein angemacht hatten, übereignet. Die Fälschung gelang; das Haus Habsburg verehrte in den Stiftern von St. Trudpert seine Ahnen, und die Mönche erwiesen ihnen die gebührende Ehre. Otberts, Ramperts und Luitfrieds Namen nennt noch heute das Grabdenkmal der Stifter zur Linken des prächtigen Hochaltars, — während die Äbte zur Rechten ruhen —; auf dem Stiftergrab stehen die Worte: Requiem vobis Trudpertini filii Habsburgico cineri. Ruhe wünschen die Söhne St. Trudperts der habsburgischen Asche.

So webt sich aus Wahrheit, Erzählung, Erdichtung geschichtliches Leben, dem etwas Unzerstörbares eigen ist. Im 15. Jahrhundert wurde der Chor auf großartige Weise im gotischen Stile erweitert und erhöht; das Langhaus durfte seine altertümliche Form behalten. Kaiser Maximilian zog durch das Tal; er speiste unter zwei Tannen, die vor dem Kloster standen und beschenkte sie: wer künftig seine Zuflucht zu ihnen nahm, sollte beschützt sein. Die Tanne, unter der Sankt Trudpert den Tod gefunden, war ja auch mit dem Beil, mit Grafenkrone und Fürstenmantel das Wahrzeichen des Heiligen. Die Bauern des Münstertals beehrten auf, setzten ihren Vogt ab und stürmten unter Trommeln und Pfeifen gegen das Kloster und plünderten es aus.

Zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges schlug der Blitz in die Kirche über dem Stiftergrab. Unheil zeigte sich an. Als die Bauern die in das Kloster gelegten schwedischen Soldaten, während diese ein Gastmahl hielten, überfallen und ermordet hatten, sandte der schwedische General aus Freiburg 1000 Reiter ins Tal; sie brandschatzten, verschleppten das Vieh und brannten Kirche und Kloster nieder. Es war der Tag der unschuldigen Kindlein des Jahre 1632. Unter Tränen sahen die Mönche vom Walde in die Flammen. Aber das Kostbarste retteten sie auch jetzt: die Gebeine Sankt Trudperts, ihres Vaters. Zwei, so berichtet der Chronist,

„fliegen vor Liebeseißer, Trudpertum, den liebsten Vatter, der sich vor diesmal der Obhut seiner Kinder überlassen, der Gefahr zu entreißen. Bis dahin ruhete der Leib in einem steinernen Sarg auf einem Gewölblein hinter dem Altar, unter welchem man füglich durchgehen, und auch auf einem Altärlein, zu welchem das runde, anitzo zugemauerte Loch zum Fenster diente. Da, da machen sie sich eine Öffnung, steigen ohne Rücksicht auf alle Gefahren hinein. Gräßlicher Anblick! Ein brennender Balken, der von der Höhe des Chors gefallen, hat schon den Sarg samt Gewölb zertrümmert und zerschlagen. Hier hätten ihnen freylich die Herzen von neuem Leydwesen zerspringen sollen, alleinig die Gefahr duldet kein verzögerndes Mitleyden. Der kostbare Schatz wird aus dem brennenden Schutt hervorgegraben und durch besagtes Fenster salviert.“

Nach zwei Jahren kehrten sie zurück, bald mußte der Abt wieder fliehen, als Bernhard von Weimar in Breisach an ein phantastisches Herzogtum dachte.

War noch ein Unterschied zwischen Freund und Feind? Kontributionen drückten das Kloster, und doch begann man wieder zu bauen. Als die Heere Ludwigs XIV. das Land bedrohten, erfüllte das Kloster seine

eigentliche Bestimmung: es ist jene Wirkung, die sich aus Dokumenten kaum ablesen und sich doch aus der Geschichte nicht wegdeuten läßt. Das mächtige, aus einem Stein gehauene Kreuz auf dem Friedhof zu St. Trudpert, das das Wappen des Abtes Roman trägt, erinnert daran, daß damals zehn Stunden des Tages in Sankt Trudpert gebetet wurde zur Abwendung der Gefahr. Die Gebeine des Heiligen mußten nach der Schweiz geflüchtet werden und wurden wieder zurückgetragen: in ihnen war offenbar die geheimnisvolle Kraft, die das Kloster erhielt, das Zerrüttete immer wieder erstehen ließ, die Zerstreuten sammelte. All die folgenden Kriege — wer würde nicht müde, sie aufzuzählen! — schickten ihre Schrecken ins Tal, jene Schrecken, die zu wiederholen der Krieg in eigensinniger Dumpfheit nicht müde wird; er hat nur die wenigen Worte: Leiden, Verbrechen und Tod. Das Totenbuch von Sankt Trudpert verzeichnet Erschlagene, aber wieviel Gewalttat, wieviel Angst, wieviel Schmach bleiben verschwiegen, wie so ganz anders ist die Wahrheit vom Kriege, als das Bild, das die Geschichtsschreiber ausgemalt haben! Vor den Heeren schweiften die Marodeure her; kam das Heer nicht nach, so hatten sie um so leichtere Arbeit. Die Äbte hatten sich eine Zuflucht geschaffen in dem Schloßchen Mandach in der Schweiz, die Bauern flüchteten in den Wald; je mehr ihrer starben und verderben, um so zahlreicher wurden die Wölfe. Der Sturm riß die Tannen nieder, unter denen der Kaiser in helleren Tagen getafelt hatte. Markgraf Wilhelm stand am Oberrhein im tragischen Kampf für die Heimat. Und endlich wurde es stiller. Abt Augustin, der einen Blitzstrahl im Wappen führte — denn der Blitz traf wieder das Stiftergrab, als der Abt nach seiner Weihe einzog, wagte es, gegen Kriegssteuer, Not und Gefahr dem Heiligen noch einmal ein Haus — und nun das letzte, prächtigste — zu bauen; er begann mit der Trudpertskapelle; ließ den Chor wieder überwölben, das Langschiff errichten, die

Bibliothek erneuern. Wohl warf das Bergwerk wenig ab; aber der Abt fürchtete auch Schulden nicht. Nun strahlten die großen Deckengemälde der Büberkirche auf: sie stellen die Reue des heiligen Petrus, die Bekehrung des heiligen Paulus und Magdalena, die Büberin dar; aber der Chor öffnet den Blick in die Herrlichkeit, empor zu den Heiligen und ihrer in den Himmel schwebenden Königin. Noch war es den folgenden Äbten vergönnt, die Altäre zu vollenden, die Reliquienschreine, die Gräfte zu schmücken. Aber eine unüberwindlich scheinende geistige Veränderung war längst in der Welt geschehen: die Menschen verstanden es nicht mehr, daß Geistliche den weltlichen Herrscherstab führten. Die Revolution grollte herüber und sandte die Heere über den Rhein, denen die Geister den Weg längst gebrochen hatten; die alte Ordnung ging unter. Am Weihnachtstag des Jahres 1806 sangen die Mönche zum letzten Male in der Kirche; den folgenden Tag erreichte sie ein Befehl des Landesfürsten, der sie austrieb. Das ihnen zugemessene Jahrtausend war um.

\*

Das Tal hat uns noch mehr zu sagen. Zu den Gotteshausleuten von St. Trudpert, den Untertanen des Klosters, gehörte Stoffel Burckhardt, der Ahne des großen Geschichtsschreibers Jacob Burckhardt, der in der Reformationszeit nach Basel wanderte und sich dort einbürgerte (1523). In Stoffel Burckhardts Mannrechtsbrief sollen die Orte Britznach und Münster als seine Heimat genannt sein. Jacob Burckhardt liebte das badische Land und streifte gerne an Sonntagen von Basel herüber; wir wissen nicht zu sagen, ob er sich der Herkunft seiner Vorfahren bewußt war und auch das Münstertal durchwandert hat. Dann wäre er auch an dem Gasthaus in Staufen vorübergekommen, wo, wie die Zimmernsche Chronik weiß, Faust, der große Nekromant, ein grausiges Ende fand. Einmal, auf der ersten Wanderfahrt durch Italien, vor den Mauern Pisas, fühlte Jacob Burck-

hardt die Lebensstimmung Fausts: „Es kam mir bisweilen vor, ich sei Faust voll überquillender Sehnsucht...“ Aber Burckhardt, der Alemanne, wußte sich zu fassen; Faust, von dem wir nicht genau wissen, woher er kam, von dem wir nur wissen, wie er endete, schweifte ruhelos und stürzte endlich in die Nacht: hier, zwischen den absinkenden Bergen, am Tore des Breisgau; es ist, als sei ihm die friedvolle Segensfülle des Landes verwehrt gewesen; als hätte sein Schatten nicht an ihm haften sollen. Und so ist das Tal durch Burckhardt, den Nachfahren der Gotteshausleute, der so hart zu kämpfen hatte zwischen Theologie und Geschichte, mit dem Reiche des Geistes verbunden, mit Jacob Burckhardts weiten, von düsteren Ahnungen verhangenen Perspektiven der Weltgeschichte, die sich dem Betrachter immer wieder verklärten in seinem Glauben an den Menschen und sein Recht und in der Ehrfurcht vor den Vätern und ihrem Erbe. Ob er auch in seiner Jugend fühlen mochte wie Faust, so hat er doch Faust und sein Zeitalter überwunden in frommer Ergebung und reiner Sittlichkeit; in einer Art schwermütiger Zuversicht, im nicht leicht errungenen und sich doch zur Heiterkeit läuternden Frieden der Seele.

Irland, die ferne Insel der Heiligen und Könige, die die Harfe im Wappen führt, die Heimat Sankt Trudperts, hat einen Anteil an dem Land, und das Kaiserhaus, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, berief sich auf die Asche im Münster des Schwarzwaldtals; das Geschlecht des großen Geschichtsbetrachters und, in gewissem Sinne, Überwinders, das heißt Gestalters der Geschichte, wurzelte hier. Und Geschichte begab, wiederholte sich, als im April des Jahres 1945 Willibald Strohmeyer, der Geschichtsschreiber des Klosters und einstiger Superior der Schwestern vom heiligen Josef, aus St. Trudpert verschleppt und im Walde ermordet wurde. Er hatte etwa zwanzig Jahre zuvor in seinem Geschichtswerk die Frage erörtert, ob der Tod des heiligen Stifters als Martyrium zu



betrachten sei. Schwerlich konnte er ahnen, daß er selber dem wahren Martyrium nahe war und es auf wunderbare Weise bestehen sollte. Und so ist er, in der Nachfolge des Heiligen, dem Lande zum Segen, zum Fürbitter und Zeugen geworden, wie ihm ein Jahrtausend lang die Ordensleute und Jünger des heiligen Benedikt zum Segen gereichten durch ihr Gebet; die Welt hat wohl hereingewirkt in das abseitige Tal, aber das Kloster hat diese Wirkung vergolten auf eine Weise, die wir nur ahnen, nicht erforschen — und nicht begrenzen können.

Daß der „gute, liebe Mann“ hier war, ist alles, sein Geist hat sich nicht von den

Mauern gelöst; er lebt und wirkt in den aus St. Marx bei Kolmar herübergekommenen Schwestern des heiligen Josef, die sie heute bewohnen, und hier sich sammeln und versenken wie Sankt Trudpert es getan, um dann den Frieden ihres Hauses an die Krankenbetten zu tragen. So ist das Licht des großen Wohltäters geblieben — und was wäre alle Geschichte, wenn das Licht nicht in ihr eine Heimat hätte; wenn es nicht Landschaften gäbe wie diese, deren mildes, immer neu sich gebärendes, in südlichen Farbenspielen sich brechendes Licht schon ein Bote himmlischen Lichtes ist!

## 300 Jahre Grenzstreitigkeiten zwischen Pfaffenweiler und Wolfenweiler

Von Emil Notheisen, Freiburg i. Br.

Im 15. und 16. Jahrhundert wurden mancherorts im Breisgau die Gemarkungsgrenzen genauer ausgesteint und gleichzeitig schriftlich festgelegt. Dabei kam es oft zu Streitigkeiten, die sich manchmal über Jahrzehnte hinzogen. Wohl einzigartig steht in diesem Zusammenhang die Auseinandersetzung zwischen den Gemeinden Wolfenweiler und Pfaffenweiler-Öhlinsweiler im Breisgau; sie dauerte nämlich mehrere Jahrhunderte und konnte erst 1810 endgültig beigelegt werden.

Im Mittelpunkt der Streitigkeiten stand der Hohfirst mit seinem nordwestlichen Ausläufer, dem Dürrenberg. Der heute ganz bewaldete Hohfirst wird durch den Berghäuser Sattel vom Schönberg geschieden und bildet mit diesem zusammen jene kleine Vorberggruppe zwischen der Freiburger und der Staufener Bucht.

Schon 1349 hören wir erstmals von einer „missehelli“ wegen des Weidgangs auf dem Berg, „da man spricht den Hohenfirst“. Damals stritten sich Hugo von Feldheim und

Margarethe von Ampringen. Die ernsthaften Auseinandersetzungen begannen aber erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als die Einwohner von Öhlinsweiler und Ulrich von Anckenrütte Streit bekamen. Es ging diesmal um das Holzungsrecht am Hohfirst. Ulrich von Anckenrütte bekam recht, denn er hatte „die besser urkund“, und auch ein neuer Schiedsspruch drei Jahre später bestätigte das Urteil von 1467.

In den folgenden Jahren scheinen sich die Streitigkeiten wegen des Hohfirsts noch verstärkt zu haben. Jetzt standen sich die Einwohner von Wolfenweiler und Öhlinsweiler gegenüber, bis es dann zwischen 1487 und 1491 zu einer langwierigen Verhandlung kam; den Vorsitz führte Graf Rudolf von Werdenberg „sandt Johans ordens meyster in tutschen landen“. Die Pfaffenweiler Urkunde<sup>1)</sup>, die uns über diesen Prozeß ausführlich berichtet, ist nicht nur für die Entwicklung der Gemarkungsgrenzen am Schönberg, sondern auch für die Wüstungs- und Flurnamenfor-